

Doppelrezension

Andreas Kablitz, *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur*. Rombach, Freiburg/Br. 2012. 278 S., € 48,–.

1.

Wer Literaturtheorie betreibt, hat, so scheint es, noch immer das Bewusstsein des Avancierten auf seiner Seite. Selbst zwei Jahrzehnte nach dem vorläufig ausgerufenen Ende der literaturwissenschaftlichen Theoriedebatte ist die theoretische Erhitzung zumindest im deutschsprachigen akademischen Raum kaum abgekühlt. Die Literatur selbst, diese ehemals als ästhetische Gegenständlichkeit eigenen Rechts begriffene Kunst, sieht sich fortgesetzten theoretischen Vereinnahmungen ausgesetzt, welche Susan Sontags altes Wort von der „Massenvergewaltigung“¹ durch Interpretationen in den Schatten stellen. Wenn heute Gewalt im Spiel ist, dann ist es die Gewalt der Theorie; zahllose ‚turns‘ werden auf Literatur angewendet: sozialwissenschaftliche, historische, kulturanthropologische, biologisch-evolutionäre, philosophische und kulturtheoretische ‚Ansätze‘ grundieren die Erkenntnisbemühungen der Literaturwissenschaften.

Andreas Kablitz geht es um etwas anderes. Mit Literaturtheorie im eben explizierten Vulgärsinn der Textwissenschaften hat die anzuzeigende Schrift nichts gemein, geht es ihrem Verfasser doch nicht darum, die zahllosen Applikationen neuerer ‚Theorie‘ – vom Poststrukturalismus bis in den bunten Theorien-Strauß der Kulturwissenschaften – auf literarische Texte zu rekapitulieren oder gar um ein Weiteres zu vermehren.² Nein, kein neues Paradigma wird ausgerufen, vielmehr wird in gleichsam wissenschafts- wie textpragmatischer Zielrichtung aus der Literatur selbst die Möglichkeit zu ihrer eigenen Theoretisierbarkeit für literaturwissenschaftliche Zwecke entwickelt, oder kürzer gesagt: eine Texttheorie als Voraussetzung wissenschaftlich geregelter Interpretation entworfen. Denn Interpretation ist für Kablitz, der den dekonstruktivistischen ‚Lektüre‘-Begriff kritisiert und verabschiedet, nach wie vor das Kerngeschäft der textorientierten Disziplinen. Seine *Theorie der Literatur* zielt demgemäß auf eine Theorie der *Interpretation*.

¹ Susan Sontag, „Gegen Interpretation“ [1964]. In: dies., *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*. Deutsch von Mark W. Rien. München 1980, S. 9–18, hier S. 13.

² Zur Entwicklung des Theoriebegriffs für die Literaturwissenschaften siehe Klaus Birnstiel, „Poststrukturalismus, Postmoderne und einige der Folgen“. In: ders./Erik Schilling (Hgg.), *Literatur und Theorie seit der Postmoderne*. Stuttgart 2012, S. 17–26.

An dieser Stelle sei ein kurzer Seitenblick auf die Textgestalt des vorliegenden Werkes gestattet: Kablitz' Darstellung und Neuentwurf ist erkennbar um Lesbarkeit bemüht; eine angenehme Jargon-Abstinenz zeichnet sie aus. Den überwiegenden Teil seiner kenntnisreichen Auseinandersetzung mit aktuellen Tendenzen der Literaturwissenschaft verschiebt Kablitz konsequent unter den Fußnotenstrich – eine unbedingt zu begrüßende Entscheidung, die aber nicht dazu führen sollte, die in den Fußnoten geführten Diskussionen einfach zu überlesen. Dort findet sich etwa, über immerhin drei Druckseiten verteilt, eine umsichtige Kritik der bizarren epistemologischen Prämissen der sogenannten ‚Poetik des Wissens‘ (Anm. 7, S. 14–16), eine differenzierte Auseinandersetzung mit neueren Ansätzen der ‚Biopoetik‘ (Anm. 19, S. 26–28) sowie eine ausführliche Diskussion des vor allem von Hans Ulrich Gumbrecht vorgetragenen Plädoyers, Stimmungen zu lesen (Anm. 3, S. 263f.).

Kablitz beginnt seinen (Re-)Konstruktionsversuch mit einem Rückblick auf die deutschsprachige Tradition philosophischer Ästhetik (Kant, Hegel), die er von einer Interdependenz wirkungs- und autonomieästhetischer Postulate bestimmt sieht. Das sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelnde autonomieästhetische Paradigma löst sich von älteren *mimesis*-Vorstellungen und einer zunehmend unterkomplexen Aristoteles-Rezeption; unter Namen wie ‚Selbstbezüglichkeit‘ oder ‚Selbstreflexivität‘ von Literatur führt es ein theoretisches Nachleben, das sich zeitlich bis in die Gegenwart erstreckt (S. 23). Dabei konkurriert es mit der ebenfalls im theoretischen Spiel gehaltenen Verpflichtung von literarischer Kunst auf Widerspiegelung, wie sie insbesondere in der marxistischen Literaturtheorie einen wichtigen Platz einnimmt (S. 25). Die Spannung von Autonomie- und Widerspiegelungsforderung bestimmt die ästhetische Theoriebildung. Indem Kant das „Spiel“, das – wie es in der *Kritik der Urteilkraft* heißt – die „Gemütskräfte zweckmäßig in Schwung versetzt“ und sich „von selbst erhält“ immer wieder an das Naturschöne rückbindet, bemüht er sich um eine Kompatibilisierung der beiden Positionen (S. 38ff.). Als eigentliches Zentralproblem ‚hinter‘ demjenigen von Autonomie und Widerspiegelung in der Kunst aber identifiziert Kablitz das grundlegende Problem von Freiheit der Vernunft und natürlicher Bestimmung; damit erweist sich die ästhetische Theoriebildung Kants letztlich als Austragungsort eines Stellvertreterkonflikts – zum Schaden der Ästhetik (S. 41). Eine ähnliche Argumentationslogik des Komplementären wird in Hegels *Vorlesungen über die Ästhetik* ausgemacht. Zwar erhält hier, im Gegensatz zu Kant, das Kunstschöne den Vorrang; doch dient die von Hegel vorgebrachte Argumentationsfigur wiederum weniger der Theoretisierung des ästhetischen Gegenstands und seiner Erkenntnis als vielmehr der Selbstermächtigung des Geistes: „Bei Hegel dient das Ästhetische nicht mehr als eine latente Absicherung des Begriffsurteils, vielmehr kehrt sich das Verhält-

nis zwischen dem Schönen und dem Begriff um. Denn das Kunstschöne wird nun zur historischen *Ermöglichung* der Einsicht des Geistes in die Leistung des Begriffs. Um diesen Effekt zu erzeugen, muß die Kunst ihre eigene Unzulänglichkeit zu erkennen geben und folglich untergehen“ (S. 42).

Die Diskussion der philosophischen Ästhetik, welche Kablitz unternimmt, kann hier nicht in allen Einzelheiten rekapituliert werden. Dass sich aus Hegels Ästhetik und der Tradition des deutschen Idealismus vielleicht doch eine Theorie moderner Kunst entwickeln lässt, sei denn auch nur en passant angemerkt.³ Die Überlegung aber, welche Andreas Kablitz verfolgt, hat etwas Bestechendes, zeigt sie die ästhetische Theoriebildung doch als auf innerphilosophische Probleme verpflichtet, die sich letztlich nicht auf kunstontologische, sondern epistemologische Fragen zurückführen lassen. Ihr philosophisches Ferment ist eben nicht die Frage nach der Struktur- und Funktionslogik von Kunst, sondern diejenige nach den Möglichkeitsbedingungen der sinnlichen Erfahrbarkeit von Welt; es ist eben dieses Problem, um das die antike wie neuzeitliche *aisthesis*-Diskussion kreist. Über die *differentia specifica* von Kunst gegenüber anderen Objekten der Erkenntnis sagt sie nichts.

Wir bedürfen daher zunächst der Einsicht in die Struktur literarischer Texte und erst danach der Annahmen über die ihnen angemessene ästhetische Erkenntnisweise. Kablitz gewinnt diese Einsicht aus der Beobachtung der literaturwissenschaftlichen Praxis; hier „zeichnet sich [...] eine nicht unwesentliche Aufgabe literaturwissenschaftlicher Theoriebildung ab: Sie hat die Lücke zwischen den unausdrücklichen Prinzipien ihrer Praxis und den Positionen ihrer Theorie, die offenkundig voneinander abweichen, ja einander unversöhnlich gegenüber zu stehen scheinen, zu schließen“ (S. 96f.). Die Kunst der Interpretation stellt der Autor sodann an zwei Prosatexten und einem lyrischen Text vor Augen. Es sind dies Thomas Manns *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* sowie *Der Tod in Venedig* und das Sonett Nr. 8 aus Petrarcas *Canzoniere*. So kann Kablitz an Manns Roman zeigen, dass bestimmte Äußerungen des Erzählers Supplementierungen erforderlich machen, die im Text angelegt, aber nicht enthalten sind.

Aufgrund ihrer spezifischen textuellen Struktur erfordert Literatur die Bildung impliziter Kohärenzannahmen. Eben hierin liegt die Notwendigkeit von Interpretation, das Kriterium ihrer Sachadäquatheit und die Bestimmbarkeit ihrer Grenze begründet, und die Entfaltung dieser Einsicht macht den intelligiblen Kern von Kablitz' Überlegungen aus, die bestimmte Argumente der älteren Rezeptionsästhetik aufnehmen, ohne sich in deren Aporien zu verfangen. Die im-

³ Vgl. zuletzt Robert B. Pippin, *Kunst als Philosophie. Hegel und die moderne Bildkunst*. Berlin 2012.

plizite Kohärenzbildung in der Begegnung mit dem literarischen Text lässt sich nicht auf das berühmte sprachliche Kooperationsprinzip verpflichten, wie es H. P. Grice beschrieben hat, mehr noch: sie scheint gegen dieses zu verstoßen.⁴

Grice entwickelt dieses Prinzip, um das sprachliche Phänomen der ‚Implikatur‘ zu erklären. Implikaturen lassen sich regelhaft nachvollziehen, wenn die Annahme unterstellt werden kann, dass alle Teilnehmer der Konversationsgemeinschaft dem Kooperationsprinzip verpflichtet sind. Leerstellen beziehungsweise, bei Grice, semantisch ambige oder gar unmarkierte Äußerungen lassen sich sodann rational erschließen, und der Kommunikationserfolg der Sprechakte ist sichergestellt. Seine Sätze sind nicht konstativer, sondern imperativer Natur, denn ihre illokutionäre Rolle ist nicht diejenige einer Feststellung, sondern die einer Handlungsmaxime, lauten die Ausbuchstabierungen des kooperativen Prinzips doch etwa wie folgt: Sei informativ! Sei relevant! Sprich gehaltvoll! Grice selbst entfaltet vier Ebenen des Prinzips, die sich mit den Oberbegriffen „Quantity“, „Quality“, „Relation“ und „Manner“ verschlagworten lassen.⁵ Dass literarische Texte gegen die genannten Maximen immer wieder verstoßen, liegt auf der Hand.

Das mit Grice reformulierte Leerstellenargument kann so an die Prämisse von der Fiktionalität literarischer Texte rückgebunden und weiter ausgeführt werden – verwirft Kablitz doch die Überlegungen literarischer *possible-worlds*-Theorien zugunsten der wohlbegründeten Einsicht, dass literarische Texte eben nicht autopoietisch Satz für Satz Welt generieren, sondern fiktional von den Gegebenheiten der wirklichen Welt nur dort differieren, wo dies fiktionslogisch erforderlich erscheint.

Kablitz’ performativer Nachvollzug impliziter Kohärenzbildung im literarischen Text und in der Auseinandersetzung mit diesem ist ebenso beeindruckend wie überzeugend, auch wenn man bei den zur Begründung herangezogenen Theoremen vielleicht eine andere Auswahl treffen oder die Prinzipien des Theorieaufbaus deutlicher durchscheinen lassen könnte (etwa bei der Verbindung von Einsichten aus der Sprachphilosophie bzw. Kommunikationstheorie mit narratologischen Differenzierungen und philosophiehistorischen Betrachtungen).

Wenn Literatur die Kunst des Möglichen sein soll, was für eine Kunst ist dann die Interpretation? Als Antwortversuch auf eben diese Frage ist Kablitz’ Buch unbedingt als Gewinn zu bezeichnen. Legt es doch ein Verständnis der literaturwissenschaftlichen Praxis der Interpretation nahe, welches seine Analogien weniger in den exakten Wissenschaften findet als vielmehr in praktisch-

⁴ Die inhaltlich bestimmte Formulierung des Prinzips lautet wie folgt: „Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged“ (H. P. Grice, „Logic and Conversation“. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan [Hgg.], *Syntax and Semantics*. Bd. 3. New York u. a. 1975, S. 41–58, hier S. 45).

⁵ Ebd., S. 45ff.

wissenschaftlichen Bemühungen wie etwa der ärztlichen Behandlung: Als geschickte Kunstfertigkeit der rational überprüfbaren Kohärenzbildung beweist sich die Interpretation eben gerade nicht als Theorie, sondern als Methode im eigentlichen Sinne des Wortes; als ein Weg, auf dem man zu plausiblen Annahmen über Struktur, Gehalt und Bedeutung literarischer Texte gelangt. Theorie der Literatur? Ja, und weit mehr: Kunst der Interpretation!

Klaus Birnstiel: Universität Basel, Deutsches Seminar, Nadelberg 4, CH-4051 Basel,
E-Mail: klaus.birnstiel@unibas.ch

2.

In den aktuellen Diskussionen zu theoretischen Problemen der Literaturwissenschaft ist das Buch des Kölner Romanisten Andreas Kablitz ein ungewöhnliches und zugleich erfreuliches Ereignis. Der Autor präsentiert kein neues ‚spannendes‘ methodologisches Programm, er will keinen spektakulären *turn* einleiten, sondern zugunsten von ‚Philologie in hermeneutischer Orientierung‘ Vorgegebenes kritisch sichten, um Bewahrenswertes abzugrenzen, zu erhalten und zu erweitern. Eine solche Vorgehensweise gilt ihm auch für die eigene philologische Praxis im Sinne des Versuchs zu „einer Synthese meiner früheren Arbeiten“ (S. 16). Andreas Kablitz will die ‚Theorie der Literatur‘, die theoretischen Vorgaben zur Bestimmung des Gegenstandsbereichs der Literaturwissenschaft,¹ von der langdauernden Bindung an das Erbe der (um 1800 begründeten) philosophischen Ästhetik lösen (vgl. S. 12), die – so sieht er es – hineinwirkt bis in die Theorie-Diskussionen im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Daraus folgt seine kritische Auseinandersetzung unter anderen mit an marxistischer Theorie oder Literatursoziologie orientierter Literaturwissenschaft sowie mit poststrukturalistischer Theoriebildung und postmoderner Praxis der Literatur.

Einen aktuellen Anlass für die Zielsetzung seiner Publikation sieht Kablitz in der kulturwissenschaftlichen Ausweitung zu den Objekten und Verfahrensweisen der Philologien,² die dazu führt, dass Interessen für und Einsichten in Spezifika von Literatur vernachlässigt werden. Der Autor will diesem Verlust be-

¹ Anders als etwa das *Journal of Literary Theory* schließt Kablitz in ‚Theorie der Literatur‘ nicht die methodologische Praxis der Literaturwissenschaft ein.

² Vgl. dazu u. a. S. 263, Anm. 3: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft betrieben „bemächtigt sich [...] nicht-literarischer Gegenstände als ihrer ureigensten Objekte.“

gegenen und die dominierende literaturwissenschaftliche Praxis der Textinterpretation als hermeneutischer Verfahrensweise stärken, indem er von „der Beobachtung literaturwissenschaftlicher Praxis im Umgang mit dem einzelnen Text“ ausgeht (S. 16)³ und sich gegen „Selbstgenügsamkeit“ in der Theorieproduktion wendet (S. 13), die wenig zum philologischen Alltagsgeschäft der plausiblen Bedeutungszuschreibungen für literarische Texte beiträgt.⁴

Um seinen pragmatischen Zugang für eine Theorie zum Gegenstand der Literaturwissenschaft (über die Kategorien von Fiktionalität und Textkohärenz) zu rechtfertigen, erarbeitet Andreas Kablitz in präzisen und pointierten Referaten zu historisch konkurrierenden Begründungen des Kunst-Status von Literatur Argumentationslücken und Widersprüche in den theoretischen Konzepten der Autonomieästhetik (mit ‚dem Schönen‘ als dichtungstheoretischer Basiskategorie) bei Kant und Hegel sowie in der Widerspiegelungsästhetik marxistischer Provenienz und führt entsprechende Auseinandersetzungen auch für die linguistisch begründete Poetik von Roman Jakobson, für die Derridas Sprachtheorie folgende poststrukturalistische Ästhetik⁵ und für Friedrich Schlegels zeichen-

3 Dieses Verfahren korrespondiert mit einem neu formierten Interesse in der Germanistik – vgl. den Hinweis S. 93, Anm. 2, auf Steffen Martus/Carlos Spoerhase: „Praxeologie der Literaturwissenschaft“. In: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen* 35/36 (2009), S. 89–96.

4 Als Beispiel für diese Kritik könnte dienen *Theorietheorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften*, 2011 herausgegeben von Mario Grizelj und Oliver Jahraus. Der Haupttitel erinnert an die kindliche Intensivierungspraxis der duplizierten Lallwörter; nach dem Muster ‚Lulu machen‘ wäre dann ‚TheoTheo machen‘ angesagt, das meint – so die beiden Herausgeber in ihrer „Einleitung“ (S. 9–13) – „über das Theoretische von Theorie“ zu schreiben, [...] „darüber zu schreiben, wie man selbst über Theorien schreibt, die über Theorien schreiben“ (S. 10), Theoriebildungen und Theriefunktionen „metatheoretisch“ zu reflektieren (S. 9). Theorietheorie sei zu verstehen „als systematischer Ausdruck einer Beobachtung zweiter Ordnung, die das, was sie beobachtet an ihren Akt des Beobachtens knüpft“ (S. 10), sie besitze „nirgends eine Selbstidentität, sondern etabliert sich in der Differenz der sie jeweils anders konstituierenden Disziplinen, Paradigmen und Theorien“ (S. 12); sie will unterscheiden und verbinden. Wofür hier mit Begründungsbombast geworben wird, erweist sich als die wissenschaftliche Grundfigur der kritischen Reflexion, die im ‚Beobachten‘ ihres Objektbereichs zum Ziel hat, „die Beziehungen der Vielzahl von (theoretischen und methodischen) Paradigmen“ in „Figurationen sichtbar“ zu machen: „als nebeneinander, ineinander, übereinander verschlungene Konstellationen, als Schwellen, Schnittstellen, Relais, Widersprüche, Antagonismen, Transformationen, Transgressionen, Diskontinuitäten, Verfremdungen, Anleihen, Kopien, Hegemonien u. a.“ (S. 12). Überraschende Ergebnisse und neue Einsichten verspricht diese ‚Vision‘ einer „hoch-abstrakten Auseinandersetzung um Theorietheorie“ (S. 13) nicht. Doch lässt sie schwärmen von „die Wissenschaftskulturen [Geistes- und Naturwissenschaften] übergreifenden Perspektiven auf eine Kooperation und Verzahnung der Wissenschaften“ (S. 12). Dass solche vollmundigen Ankündigungen dieses Projekts (zu einer Dubrovniker Tagung im März 2009) seither in der ‚Welt der Wissenschaft‘ zu keinerlei Wirkungen geführt haben, war zu befürchten.

theoretisch begründete Dichtungstheorie. Diese prüfende Sichtung wird ergänzt – über das Kapitel zu „Theorie der Literatur und das Erbe der philosophischen Ästhetik“ (S. 19–91) hinausreichend – durch längere Einlassungen in Fußnoten zu aktuellen gegenstandstheoretischen und methodologischen Konzepten – so etwa im prägnanten Zurückweisen des Programms ‚Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft‘ (S. 26, Anm. 19) oder im Kommentar zu Hans Ulrich Gumbrechts *Stimmungen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur* von 2011 (S. 263, Anm. 3).

Aus den Erörterungen zum Status vom Naturschönen und Kunstschönen bei Kant und Hegel habe ich noch keinen kategorialen Zusammenhang mit dem von Kablitz vertretenen Konzept zu Dichtung als „Kunst des Möglichen“ erkennen können, während die Diskussion zu den von Jakobson benannten Sprachzeichen-Funktionen (S. 58–62), zu Derridas Theorie des sprachlichen Zeichens (S. 65–79) sowie hinsichtlich Schlegels Annahmen zu einer „willkürlichen Zeichensprache“ (S. 79–87) zu dem Ergebnis führt, dass mit der selbstreferentiellen Funktion des Sprachzeichens in der ‚poetischen Rede‘⁶ nicht die referentielle Funktion für Wirklichkeitsbezüge völlig ausgeblendet wird, sondern im unterschiedlichen Maße erhalten bleibt (S. 60–62). Ein vergleichbares Ziel hat auch die in Kapitel 4 vorgebrachte Relativierung von Jurij Lotmans Diktum zu ‚Literatur als einem sekundär modellbildenden sprachlichen System‘, mit dem der Eindruck erweckt sei, dass der durchaus zu erhaltende Bezug zu den alltagssprachlichen Funktionen (im Sinne eines primären Systems) „zum Verschwinden“ gebracht wird (S. 164). Für das literaturtheoretische Konzept von Andreas Kablitz gilt, dass poetische Texte gleichermaßen als ‚selbstreferentiell‘ wie ‚die referentielle Welt strukturierend‘ angesehen werden können – in „struktureller Interdependenz von Selbstbezüglichkeit und mimetischer Leistung“ (S. 119).

Bevor Kablitz diesen Problemzusammenhang im Zuge seiner Überlegungen zu einer ‚Theorie der Fiktionalität‘ in Kapitel 4 vertieft, schaltet er Kapitel 3 ein zu „Textinterpretation und die Praxis der Literaturwissenschaft“ (S. 93–148), um Spezifika für den Status ‚poetischer Texte‘ in Unabhängigkeit von den Traditionen der philosophischen Ästhetik zu gewinnen. Aus der (gewissermaßen praxeologischen) Analyse des philologischen Umgangs mit literarischen Texten im

⁵ Diese Ästhetik gründet auf einer „Theorie literarischer Rede, die unhintergehbare Vieldeutigkeit, ja die Aufhebung vermeintlich fixer Bedeutungen durch semantische Dispersion im freien Spiel der flottierenden Signifikanten für die Essenz des Poetischen hält und die Begründung dafür in den Strukturen der Sprache selbst aufsucht“ (S. 78f.).

⁶ Die Bezeichnungen ‚literarischer Text‘ und ‚poetische Rede‘ verweisen nicht auf unterschiedliche Gegenstandsbereiche, sondern zwischen ‚literarisch/Literatur‘ und ‚poetisch/Poesie‘ wird – soweit ich es sehe – aus stilistischen Gründen gewechselt.

Zuge von hermeneutisch erarbeiteten Bedeutungszuschreibungen soll eine „Zweckbestimmung der Praxis des Interpretierens“ (S. 93, Anm. 2) gewonnen und die Frage „worin unterscheidet sich die literarische Interpretation von anderen hermeneutischen Praktiken?“ beantwortet werden (S. 93) – im Hinblick auf die Tatsache, dass mit dem Interpretament dem literarischen Text „ein impliziter Sinngehalt zugesprochen [wird], der vom propositionalen Gehalt seiner Sätze verschieden ist“ (S. 94). Hermeneutik sei (auch im Methodenwandel) die unbestritten-dauerhafte Orientierung im wissenschaftlichen Umgang mit literarischen Texten (S. 95);⁷ es fehle jedoch an einer genauen Bestimmung, „zu welchem Zweck das so ausgiebig betriebene Geschäft der Interpretation dient“ (S. 95).

An Interpretationen zu zwei Textzusammenhängen aus Thomas Manns *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* und *Der Tod in Venedig* sowie dem Sonett Nr. 8 aus Francesco Petrarca's *Canzoniere* (S. 106–148) zeigt Kablitz, wie literaturwissenschaftliche Interpretationen semantische, aber auch formale Kohärenz für das Textverständnis sichtbar machen, indem sie „implizite Kohärenzmuster“ eines literarischen Textes erschließen – insbesondere für den Bezug eines konkreten semantischen Details des Textes auf ein abstraktes Allgemeines, das auch aus referenzierbaren Kontexten gewonnen wird. Dieser Vorgang kann durch „implizite Propositionen“ gestützt werden, die nicht stellvertretend für „explizite Propositionen“ eintreten, sondern „als ein Kohärenzfaktor für diese“ wirken, „insofern sie das Dargestellte auf allgemeine Prinzipien hin transparent machen“ (S. 163). Für die „implizite Kohärenzbildung als Merkmal des literarischen Textes“ (so die Überschrift zu dem Hauptkapitel 4, S. 149–257) gilt allerdings: „weder stellt Kohärenzbildung an sich, noch der Modus ihrer impliziten Produktion ein Alleinstellungsmerkmal der Literatur dar“; zu bestimmen sei eine „spezifisch poetische Form der Kohärenzbildung“ (S. 149). Für die gelingende nicht-literarische Rede ist Kohärenz (nach Paul Grice) abhängig von den vier Maximen der Quantität, Qualität, Relevanz und Ausdrucksweise. Kohärenz werde für die semantische Ebene hergestellt, während für poetische Texte auch die anderen Bereiche textueller Organisation potentiell zu berücksichtigen sind (vgl. S. 150). Für solche Texte ist die Kohärenzbildung nicht nur Voraussetzung gelingender Information, sondern zugleich ein Bestandteil dieser Informationen; sie gehört zu den Verfahrensweisen der Konstitution von Bedeutungen, der

7 Kablitz sieht in der Rezeptionsästhetik von Jauß das derzeit letzte theoretische Paradigma für „eine hermeneutische Begründung der Literaturwissenschaft“ (S. 97). Solange jedoch die Angemessenheit von rezeptionsästhetisch begründeten Interpretationen nicht geprüft werden kann (vgl. S. 98), bleibe es beim „kunstmetaphysischen Potential unendlicher Auslegbarkeit“ (S. 103).

„Textinformation“ (S. 151). Im Umgang mit fiktionalen literarischen Texten, deren Wirklichkeitsreferenz absichtsvoll ‚gestört‘ ist (so dass die Äußerungsmaxime ‚Qualität‘ verletzt wird), werden Rezipienten dadurch auf selbstreferentielle (und implizite) Kohärenz verwiesen, um Beeinträchtigungen für ‚gelingende Kommunikation‘ auszugleichen: „die Herstellung impliziter Kohärenz wird [...] zum strukturellen Programm der Rezeption fiktionaler Texte“ (S. 160); der fiktionale Text greift „nicht auf ein Gegebenes“ zurück, sondern hat „das Gemachte zum Inhalt“ (S. 201).

Die Fiktionalitätstheoretischen Erörterungen bilden ein überzeugendes Kernstück für *Kunst des Möglichen*. Sie beginnen mit der notwendigen Unterscheidung zwischen ‚fiktiv‘/‚Fiktivität‘ (als Eigenschaft des Dargestellten – nicht nur in literarischen Texten) und ‚fiktional‘/‚Fiktionalität‘⁸ (als Eigenschaft einer Darstellung, die qua Konvention in literarischen Texten möglich ist): Fiktionalität befreit Aussagen solcher Texte von den anderweitig geltenden Verpflichtungen auf Überprüfbarkeit ihres Wahrheitsstatus (vgl. S. 166): „fiktionale Texte sind also charakterisiert durch die Vergleichültigung [im Sinne von Geringschätzung, Nichtbeachtung, Indifferenz]⁹ gegenüber dem Wahrheitswert ihrer Sätze und damit der Existenz der in ihnen behaupteten Sachverhalte“ (S. 167). Eine solche „Wahrheitsindifferenz bringt eine Freiheit von externer Determination der von [dieser Rede] dargestellten Sachverhalte mit sich“ (S. 197); „Literatur überführt die Wirklichkeit in die Vielfalt ihrer Möglichkeiten“ (S. 203). Literatur als „Kunst des Möglichen“ sei nicht im Rahmen einer Wahrheitsdiskussion zu erfassen: „für die Theorie der Literatur verbietet sich deren Festlegung auf welche Wahrheit auch immer“ (S. 185). Literatur hebt zum einen „andernorts definierte Ordnungen“ auf, zum anderen erfüllt sie Erwartungen an besondere Erscheinungsformen von Kohärenz (S. 204),¹⁰ die sowohl durch die „expliziten Propositionen“ eines literarischen Textes als auch durch „implizite Kohärenzherstellung“ repräsentiert werden können (S. 213). Wenn referentielle Bezüge – als Funktion für den „primären Informationscharakter über individuelle außer-

8 Kablitz sieht in seiner Erörterung von Wolfgang Isters *Das Fiktive und das Imaginäre* von 1993 keine Notwendigkeit, das Imaginäre als ‚generische Entität‘ in der Fiktionalitätsdiskussion zu verankern (vgl. S. 189–194).

9 Der Begriff wird insbesondere im kulturphilosophischen und sozialwissenschaftlichen Kontext gebraucht; in dem hier zitierten Diskussionszusammenhang nimmt er sich eher präziös aus.

10 Im Gegensatz zum Umgang mit faktuellem Quellenmaterial im historiographischen Kontext treten für den Literaturwissenschaftler „Kohärenzerwartungen [...] an die Stelle der Frage nach der Zuverlässigkeit“ der genutzten Quellen (S. 225). Die Deutung literarischer Texte reagiert auf „Kohärenzmangel“, sie versucht Kohärenz dort herzustellen, wo Kohärenz nicht evident ist (S. 243).

sprachliche Sachverhalte“ (S. 218) – suspendiert sind, wird die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf Textinternes (auf ‚das Gemachte‘) gelenkt.

Gemäß einem ‚Fiktionalitätsvertrag‘, der den Umgang mit literarischen Texten gestaltet (vgl. S. 177),¹¹ werden also Aussagen über Fiktives ermöglicht; solche Aussagen sind jedoch in der Regel mit Aussagen über Faktuales kombiniert; die so entworfenen ‚Möglichkeitswelten‘ sind nicht komplett *possible worlds* (vgl. S. 167f. und 174–176), sondern eher ‚Simulationsräume‘ (zu Wirklichkeitserfahrungen und Wirklichkeitsgestaltungen) im Sinne von Dieter Wellershoff. Auch für die Fiktionalität gilt „Unhintergebarkeit des Wirklichkeitsbezugs der Sprache“ bei allen „Lizenzen fiktionaler Rede“ (S. 178).

Zum Abschluss des 4. Kapitels kehrt Andreas Kablitz wieder zum Problemkomplex der wissenschaftlichen Rezeption von literarischen Texten zurück (vgl. Kapitel 3): zur Textinterpretation im Sinne einer literaturbezogenen Hermeneutik (S. 219–257) mit ihrer spezifischen Praxis der Bedeutungszuschreibungen. „Was eine Theorie der Literatur [...] zu leisten vermag, ist eine Erklärung der Mechanismen der *Bedeutungsgenerierung* in literarischen Texten. Aber was sie unter keinen Umständen leisten kann, ist eine Fixierung der konkreten Bedeutung einzelner Texte“ (S. 246). „Die Erwartung impliziter Kohärenzbildung meint ein *Prinzip* der Bedeutungsgenerierung. Sie sagt über den Status der faktischen Bedeutung eines konkreten Textes hingegen nichts aus“ (S. 256). Zu einem literarischen Text sind in der Regel – je nach den für die Interpretation herangezogenen Kontexten – unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen möglich. „Die Vorstellung vom abgeschlossenen und stimmigen Sinnganzen des literarischen Textes“ sei – so Kablitz – „eine normative Vorgabe“ der werkimmanenten Interpretation. „Die [literaturtheoretisch gewonnene] Annahme *möglicher* semantischer Kohärenz bildet die regulative Idee einer jeden Textauslegung“. Solche Auslegungen führen aber nicht zur Evidenz, sondern nur zu unterschiedlichen Erfahrungen von „Plausibilität“ (S. 257). Die „Geltung von Interpretationen“ ist nicht durch eine ‚Theorie der Literatur‘ zu begründen, sondern nur „operational“ (S. 266); Andreas Kablitz fordert deshalb mit Recht dazu auf, die „operationalen Kriterien der Plausibilität“ von Textauslegungen zu schärfen (S. 267).

Im Schlusswort (S. 257–267) werden nochmals die generellen Zielsetzungen literaturwissenschaftlicher Textinterpretation herausgestellt: „die Suche nach Kohärenz“ (S. 262) und die Beziehung des Einzelnen eines literarischen Textes

¹¹ Für Kablitz gilt: „Jedweder Text, der als ein literarischer begriffen respektive behandelt wird“, wird als ein fiktionaler Text verstanden, aber nicht alle Texte, die gemeinhin als literarisch ausgewiesen werden, sind fiktionale Texte (S. 215); „so bleibt festzuhalten, dass Fiktionalität eine Definition für den Umgang mit Texten darstellt, die Texte von anderweitig geltenden Verpflichtungen befreit“ (S. 217).

zu einem Allgemeinen (vgl. S. 261); diese beiden Aspekte lassen sich durch eine literaturwissenschaftliche ‚Methode‘ spezifizieren (vgl. S. 262). Methodologische Paradigmen leisten somit „eine theoretische Absicherung jeweils *bestimmter* Interpretationen“, um deren „Angemessenheit“ behaupten zu können (S. 265). Da es keinen Gegenstands- und Erfahrungsbereich gibt, „zu dem die Literatur ein strukturell privilegiertes Verhältnis unterhalte und dessen Logik sie sich darum subsumieren ließe“, sind die literaturwissenschaftlichen Methoden als ein „Begrenzungsversuch“ der polyvalenten Interpretierbarkeit von Literatur anzusehen (S. 266). „Die Bedeutung eines literarischen Textes ist stets unabsehbar, und sie ist ebensowenig evident“ – es bedarf dazu der hermeneutischen Erschließung durch plausible Interpretationen (S. 267).

Für den Problemzusammenhang der Interpretation belässt Andreas Kablitz – anders als für den rundum überzeugend ausgearbeiteten Komplex ‚Literatur und Fiktionalität‘ – noch wenige Fragen ohne Antwort. So wäre zu verdeutlichen, wie sich die Besonderheiten der literaturwissenschaftlichen Bedeutungszuschreibung für Texte (im Sinne der Praxis der Literaturinterpretation) gegenüber der nichtwissenschaftlichen Lektüre unterscheiden. Ist es (graduell gesehen) die Intensität im Suchen und Herstellen von Textkohärenz? Ließe sich eine (historisch variable) Typologie von unterschiedlichen Kohärenzmustern erarbeiten? Wären beispielsweise Opposition und Rekurrenz (im Sinne strukturalistischer Textanalyse) als Grundmuster anzusehen? Welche Rolle spielen bei der Interpretation die (abhängig von unterschiedlichen Methoden) jeweils herangezogenen Kontexte? Sind sie insbesondere relevant für die Operation ‚Bezug des Einzelnen von Texten auf ein Allgemeines‘? Können Methoden wie Literatursemiotik oder strukturalistische Textanalyse als Basisoperationen im hermeneutischen Vorgehen genutzt werden? Und schließlich: nach welchen operationalen Kriterien ist die Plausibilität von literaturwissenschaftlichen Interpretationen zu bestimmen? Ist die Tragfähigkeit von interpretativ erarbeiteten Bedeutungen umso größer, je mehr Elemente eines Textes zugunsten von ‚Kohärenz‘ integriert werden (vgl. S. 200) oder hängt „die Geltung von Interpretationen [...] in hohem Maße von den disziplinären Konventionen ihrer Akzeptanz ab“ (S. 201)?

Ich schließe mit einem kräftigen Applaus für die souveräne Argumentationsweise des Verfassers und seinen vorzüglichen Stil der Wissenschaftssprache; verwundert hat mich allein, dass Andreas Kablitz den garstigen Neologismus ‚beinhaltet‘ nicht scheut.

Jörg Schönert: Universität Hamburg, Institut für Germanistik, von Melle-Park 6, D-20146 Hamburg, E-Mail: j.schoenert@uni-hamburg.de